Zeitschrift: Schweizer Archiv für Tierheilkunde SAT : die Fachzeitschrift für Tierärztinnen und Tierärzte = Archives Suisses de Médecine Vétérinaire ASMV : la revue professionnelle des vétérinaires

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Tierärztinnen und Tierärzte

Band: 113 (1971)

Heft: 4

Artikel: Vorschlag zu einer Neuregelung der Promotion zum Dr. med. vet. (bzw. Dr. med. und Dr. med. dent.)

Autor: Fey, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-590311

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Veterinär-bakteriologischen Institut der Universität Bern
(Direktor: Prof. Dr. H. Fey)

Vorschlag zu einer Neuregelung der Promotion zum Dr. med. vet. (bzw. Dr. med. und Dr. med. dent.)

Von Hans Fey, Bern

Ich kann allein aus der Sicht eines Veterinärmediziners sprechen; aber meine Vorschläge richten sich auch an die humanmedizinischen Fakultäten, weil ich weiß, daß dort die Probleme gleich liegen.

I. Es ist wohl unbestritten, daß medizinische Dissertationen wissenschaftlich von sehr unterschiedlicher Qualität sind und daß vor allem die Anstrengungen, deren es zur Erlangung des Titels bedarf, von zuweilen stoßender Ungleichheit sind. Es gibt Arbeiten, die «Über einen Fall von...» berichten und die im Verlauf einer Sommerferienpause zustande kommen und wieder andere, die sich kaum von einer hochstehenden Habilitationsschrift unterscheiden lassen, zu deren Erarbeitung vielleicht drei Jahre benötigt wurden.

Es wäre auch interessant, einmal eine fundierte Untersuchung über die Motivation anzustellen, die Absolventen eines medizinischen Staatsexamens dazu bewegt, eine Dissertation in Angriff zu nehmen. Ist es ungerecht, anzunehmen, die Mehrheit tue dies um des Titels willen, der in der Schweiz zum Image und Prestige des Arztes und Tierarztes gehört, die beide im Bewußtsein des Publikums «Doktor» sind?

Bei den Naturwissenschaftlern ist es anders; sie arbeiten auch im späteren Beruf mit experimenteller Methodik, weshalb für sie die mehrjährige Arbeit an einem experimentell zu lösenden Problem integraler Teil ihrer Ausbildung ist. Demgegenüber zweifle ich ernstlich, ob die Beschäftigung mit einem notwendigerweise eng beschränkten Thema die Qualität des medizinischen Praktikers entscheidend fördert. Die Mehrheit der Kandidaten ist ja auch nicht gewillt, das höchst unsichere Abenteuer einer mehrjährigen theoretischen oder experimentellen Unternehmung auf sich zu nehmen, sie wollen ein Jahr oder lieber nur ein halbes für das «Schreiben einer Dissertation» auf sich nehmen.

Das Ergebnis dieser Arbeit würden wir selbst wohl in einem «paper» von fünf Seiten publizieren. Da es sich aber um eine Dissertation handelt, muß sie auf das ansehnliche Gewicht von 20 bis 40 Seiten gebracht werden. Dies wird bewerkstelligt, indem Einleitung und Historie in epischer Breite, nicht selten mit Einbezug hippokratischer Ansichten, gestaltet werden, ferner durch minutiöse Beschreibung von Methoden, die längst zum eisernen Bestand der Standardwerke gehören. Kaum ist die Dissertation von der Fakultät genehmigt, wird sie flugs wieder auf jene essentiellen fünf Seiten redu-

ziert, die Aussicht haben, in einem Periodikum publiziert zu werden, es sei denn, man halte an der unzeitgemäßen Zumutung fest, den Doktoranden seine Dissertation für Tausende von Franken selbst drucken zu lassen.

Gemessen am Informationswert sind viele Dissertationen zweifellos hypertrophiert, und ich zögere nicht, dies als eine Verschwendung von Energie, Zeit aller Beteiligten, Geld und Material und als eine Belastung der Literatur zu bezeichnen.

Ich verkenne natürlich nicht, daß es zahlreiche gute Arbeiten bei den Dissertationen gibt. Mit meinem Vorschlag möchte ich den jungen Leuten, die zu solchen Arbeiten fähig sind, helfen:

Ich schlage vor, die jetzige Regelung fallen zu lassen und auf die generelle Abfassung einer Dissertation zur Erlangung des Dr. med. vet. und Dr. med. zu verzichten. Natürlich muß die Möglichkeit, diese Titel zu erwerben, weiterhin bestehen, weil der Doktortitel des Arztes und Tierarztes im Publikum fast so etwas wie eine Berufsbezeichnung darstellt.

In Skandinavien werden nur ausnahmsweise Doktorarbeiten unternommen, die dann aber im Vergleich zu den unsrigen Habilitationscharakter tragen.

Die Mehrheit der Absolventen erwerben den Titel nie. Diese Lösung wäre ein zu krasser Bruch mit unserer Tradition.

In Belgien, den USA und, wie ich glaube, auch in Großbritannien wird der Titel mit dem Abschlußexamen erworben (DVM, MD). Das würde unsere Ärzte und Tierärzte gegenüber den Doctores anderer Fakultäten diskriminieren, die ihren Titel auf «rechtmäßige» Weise erworben haben.

Mein Vorschlag geht dahin, daß der junge Arzt und Tierarzt sich als Assistent in der Klinik oder dem Institut seiner Wahl während eines Jahres intensiv in dem betreffenden Spezialgebiet (z. B. Mikrobiologie) weiterbildet und anschließend ein Doktorexamen nach dem Vorbild der naturwissenschaftlichen Fakultäten ablegt, welches in den Anforderungen beträchtlich über diejenigen des entsprechenden Faches im Staatsexamen hinausginge.

Nehmen wir zur näheren Erläuterung mein Fach, die Mikrobiologie. Jetzt ist der Assistent etatmäßig in der Diagnostik angestellt (Bakteriologie, Virologie, Serologie) und bearbeitet nebenher ein Dissertationsthema, das in Anbetracht der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit von nicht allzu großer Breite sein kann. Je nach seiner Initiative nützt er die ihm gebotenen Informationen mehr oder weniger gut zu seiner Formation als medizinischer Mikrobiologe, examensmäßige Rechenschaft wird darüber nicht gefordert. Gemäß meiner Regelung würde der Kandidat gezwungen, seine Ausbildung zu intensivieren, er müßte vor allem den von uns für die Naturwissenschafter geschaffenen Kurs für Vorgerückte durchexperimentieren und käme dadurch innerhalb eines Jahres in Kontakt mit dem gesamten technischen Know-how des Institutes. Am Schlusse dieses Jahres würde er in anspruchsvoller Weise geprüft, entweder in Bakteriologie-Immunologie mit Grundlagen in Virologie

oder in Virologie-Immunologie mit Grundlagen in Bakteriologie, und bei Bestehen der Prüfung mit dem Titel eines Dr. med. vet. belohnt. Die Vorteile sind evident: Mit der Dissertation wurde bisher oft ein relativ enges Gebiet bearbeitet und im Interesse des baldigen Abschlusses weder rechts noch links geschaut, und es ist kein Zweifel, daß wir mit meinem Vorschlag eine Verbesserung der Ausbildung auf breiter Basis im Sinne der amerikanischen Graduate Studies erreichen würden. Um den Zwang des Examens kommen wir nach meiner bisherigen Erfahrung nicht herum.

Es wäre nicht verboten, daß die Interessierteren und Fähigen während dieser Zeit im Rahmen der Institutsforschung eine kleine experimentelle Arbeit leisteten, die dann zusammen mit dem Leiter der Gruppe wie irgendeine andere Arbeit publiziert würde. Die Forderung der «selbständigen Arbeit», die bisher an die Doktoranden gestellt war, ist bei der heutigen komplizierten Technik und der daraus resultierenden Spezialisierung ja schon längst nicht mehr erfüllbar.

Mit dieser Lösung wären wohl 90% der Graduierten zufriedengestellt, und ihre Ausbildung wäre erst noch objektiviert und intensiviert, denn mit dem zusätzlichen Abschluß des Doktorexamens wären ja auch die Dozenten gezwungen, ein Graduate-Programm aufzuziehen.

II. Für die verbleibenden «10%» der Absolventen, die mit dem Doktorexamen abgeschlossen haben und die wirklich willens sind und auf Grund des bisher Geleisteten auch als fähig erachtet werden, wissenschaftlich weiterzuarbeiten, muß eine weitere Stufe der Ausbildung offeriert werden.

Es könnte damit auch der unglaublich unsinnigen Behauptung gewisser Kreise entgegengetreten werden, die Universität sei nicht für die Schaffung einer (geistigen) Elite da.

Es ist meine Überzeugung, daß wir nicht den geringsten Grund haben, für unsere Gymnasialbildung Maß an amerikanischen Vorbildern zu nehmen, aber ebenso überzeugt bin ich davon, daß wir alle Veranlassung hätten, die Prinzipien der amerikanischen Graduate- und Postgraduate-Ausbildung in sinnvoller Weise zu kopieren.

Ich möchte deshalb die Vorschläge, die schon lange von E. Kellenberger und vielen anderen gemacht wurden, wiederholen und fordern, daß für diese Auswahl wissenschaftlich Geeigneter die Möglichkeit einer anspruchsvollen Weiterbildung von drei bis fünf Jahren mit selbständiger wissenschaftlicher Arbeit geschaffen werden, welche – was mir besonders wichtig erscheint – wiederum mit einem Examen abzuschließen wäre und zur Verleihung eines Titels im Sinne des PhD führt.

Auch für dieses Stadium der Ausbildung wären wiederum Kurse und Spezialvorlesungen zu institutionalisieren, aber dafür wäre wohl der Rahmen einer Fakultät und schon gar einer veterinärmedizinischen zu klein, weshalb eine regionale Lösung zu treffen wäre. Mit der höchst verdienstvol-

len Initiative der Zürcher Kollegen, die einen Kurs für experimentelle Medizin organisieren, ist ein erfreulicher Anfang ja bereits gemacht und bei den Molekularbiologen ist etwas Ähnliches fester Bestandteil der Ausbildung.

III. Im Rahmen dieses Aufsatzes interessiert noch nicht das Ausbildungsprogramm, sondern dessen Finanzierung. Die Finanzierung der ersten Stufe bis zum Dr. med., Dr. med. vet. muß durch etatmäßige Assistenz gelöst werden. Die leidige Situation, daß der Institutsdirektor für die Entlöhnung nicht etatmäßig angestellter Doktoranden sorgen müsse, indem er Kredite außerhalb der Hochschule sucht, sollte aufgegeben werden. Durch den Umstand, daß die Naturwissenschafter (Chemiker) und häufig auch Mediziner von der Industrie Geld für diesen Zweck erhalten, ist eine Ungleichheit geschaffen, die man auch dann als unerfreulich betrachten kann, wenn man den sattsam bekannten Spruch von der «Manipulation der Universität durch die Industrie» als beleidigendes Cliché ansieht.

Es ist eine Tatsache, daß besonders an den veterinär-medizinischen Fakultäten zu wenig Ausbildungsstellen vorhanden sind. Die durchschnittliche Assistentenzeit der Humanmediziner beträgt etwa acht Jahre, und auch bei den Veterinärmedizinern muß sie in Zukunft einige Jahre betragen. Die Absolventen haben ein Anrecht auf solche Ausbildungsstellen, weil ihre berufliche Formation im Interesse der Öffentlichkeit verbessert werden muß. Ich bin übrigens der Meinung, daß auf dieser Ausbildungsstufe vom Assistenten ein beträchtliches Maß von Dienstleistung in Form von Klinikarbeit, Diagnostik, Lehrhilfe usw. zu verlangen ist, 50–70% der Arbeitszeit, je nach Eignung, woraus auch sein Anrecht auf bezahlte Arbeit abzuleiten ist. Im übrigen muß einmal mehr darauf hingewiesen werden, daß auch die Forschung im öffentlichen Auftrag erfolgt und daß das fast völlige Aufgehen gewisser Institute in Dienstleistungen auf Kosten der Forschung den Aufgaben der Universität zuwiderläuft. Junge Assistenten sollen deshalb nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten in die Gruppe eines erfahrenen Forschers integriert werden, wo sie ein Teilgebiet zu bearbeiten haben.

Was die Finanzierung der Ausbildung auf der Postgraduate-Stufe (PhD) betrifft, so möchte ich den von E. Kellenberger (1966) publizierten, ausgezeichneten Vorschlag übernehmen. Diese fortgeschrittenen jungen Forscher müssen mit einem persönlichen Stipendium bedacht werden, welches ihnen den Lebensunterhalt für drei bis fünf Jahre ermöglicht und sich im Rahmen der Nationalfonds-Stipendien für Geisteswissenschafter bewegt. Es kann argumentiert werden, mit den Mitteln der Forschungs-Kommissionen und der Stiftung für Medizinisch-Biologische Stipendien sei ein solches Instrument bereits geschaffen.

Aber wenn man bedenkt, daß die Forschungskommission Bern im Jahr etwa zehn bis zwanzig Stipendien für die ganze Universität zur Verfügung hat, so leuchtet es ein, daß auch der Staat auf dieser Stufe ein Mehreres tun muß. Nachdem es sich gezeigt hat, daß die aus der Bundeshilfe für Hoch-

schulförderung für Investitionen vorgesehenen Mittel nicht ausgenützt werden konnten und deshalb die Hochschulkonferenz Vorschläge diskutiert, den Anteil des Bundes an den Betriebsausgaben der Hochschulen auf Kosten der Investitionen zu vergrößern, wäre zu erwägen, ob nicht ein Teil dieser Bundesfinanzen zweckgebunden für die Nachwuchsförderung im erwähnten Sinn als Stipendium auszuschütten wären.

Wie gesagt, müssen solche Stipendien ad personam dem guten Mann zugesprochen werden. Dies schafft eine Freiheit der Anstellung, die absolut nötig ist. Jetzt ist es so, daß der Institutsdirektor einen freien Posten hat, aber keinen guten Anwärter, oder einen guten Anwärter, aber keinen freien Posten. Die Koinzidenz ist der ausgesprochene Glücksfall. Genau auf diesem Glücksfall bauen wir in der Schweiz unsere Nachwuchsförderung auf und machen in beklagenswerter Weise die Konstellation statt die Selektion zum Maß aller Dinge. Selektion bedeutet aber Auswahl unter mehreren und nicht «nehmen, was da ist».

Das persönliche Stipendium befreit vom Zwang der Konstellation durch etatmäßige Stellen. Im weiteren kann ein Institut einen guten Mann aufnehmen, ohne dadurch budgetmäßig belastet zu werden, und der Stipendiat kann mit «seinem Geld» das Institut aufsuchen, in dem er die Ausbildung seiner Wahl am wirksamsten erhält. Ist es nicht so, daß zu häufig Stellen angenommen werden, weil sie eben frei sind, nicht weil man sich für die angebotene Arbeitsrichtung besonders interessiert?

Im persönlichen Stipendiat liegt ein weiterer Vorteil: Es kommt häufig vor, daß ein junger Mitarbeiter durch seine wissenschaftliche Arbeit in ein Gebiet vorstößt, welches im Stamminstitut nicht beherrscht wird oder gar nicht vertreten ist. Er kann nun wiederum, ohne eine etatmäßige Lücke zu hinterlassen, sein Institut verlassen und ein Spezialinstitut aufsuchen, ohne dessen Budget zu belasten.

Diese Stipendien würden selbstverständlich leistungsabhängig gemacht. «Progressive» Vorstellungen von Stipendienanrecht unabhängig vom Leistungsbeweis sind auf dieser Stufe, und nicht nur auf dieser, abstrus.

Diese Stipendien wären vom Staat den Fakultäten zur Verfügung zu stellen, und zwar nach Maßgabe der Zahl der jährlichen Absolventen. Ich würde annehmen, daß etwa 10% der Absolventen den hohen Anforderungen genügen würden, die ein solches Stipendium rechtfertigen könnten. Die Absolventen mit dem vorgeschlagenen PhD-Abschluß würden das Kader formieren, aus dem sich Lektoren, Assistenzprofessoren und Inhaber leitender wissenschaftlicher Posten in Industrie, Verwaltung (Kantonsarzt, Kantonstierarzt), Spitälern und Laboratorien rekrutieren ließen.

Der Titel des Privatdozenten, der wenigstens in der Medizin stark in Frage gestellt wird, würde dann wohl samt der Habilitation fallen gelassen werden, da der junge Forscher jetzt auf Grund seiner organisierten Ausbildung, seiner Examina, der Summe der Publikationen und der bisherigen Lehrtätigkeit genügend sicher beurteilt werden kann.

Nachdem mit Hilfe des Nationalfonds, den enormen Anstrengungen der Kantone und der Bundeshilfe die materiellen Hilfsmittel in bedeutendem Maße vermehrt werden konnten, muß unser Hauptaugenmerk auf die entschiedene Förderung des qualifizierten Nachwuchses gelenkt werden, der für unsere Zukunft verantwortlich sein wird. Es wird Zeit, für die Spitze etwas zu tun, von der Breite spricht ohnehin jedermann.

Literatur

Kellenberger E.: Die Ausbildung von Forschern und das Stipendiumwesen in der Schweiz. Schw. Hochschulzeitung *39*/II, 77–83 (1966). – id: Die Biologie von Morgen. Schw. Hochschulzeitung *43*/I, 34–57 (1970). – Bloch H.: Gedanken zur post-graduate-education. Schw. Hochschulzeitung *40*/I, 13–15 (1967).

Physiology, Behavior, Serology and Diseases of Chimpanzees. Vol. 2. Editor G.H. Bourne, Atlanta, GA. S. Karger, Basel-New York 1970. Fr. 115.–.

Wir würden meinen, daß man über das normale Verhalten eines hoch cerebralisierten Tieres Bescheid wissen müßte, bevor man mit dem Studium seiner Reaktionen auf das Durchtrennen verschiedener Nervenbahnen beginnt. Bei der Erforschung unserer nächsten Verwandten im Tierreich, den Menschenaffen, scheint man nicht immer den einfachsten Weg gegangen zu sein. Einige grundlegende Arbeiten, die eigentlich Voraussetzung für viele Untersuchungen gewesen wären, werden erst jetzt veröffentlicht. Wir müssen dem Herausgeber dankbar sein, daß er diese Arbeiten nicht nur zum Teil veranlaßt, sondern gesammelt hat und jetzt publiziert, so daß mit diesen Bänden endlich die nötige Dokumentation vorhanden ist. Auf dieser Basis kann fruchtbar weitergeforscht werden. In Band 2 der Reihe über den Schimpansen finden wir Arbeiten über das räumliche und das Farbsehen, über die Morphologie der Niere mit einem Vergleich zur menschlichen Niere – was im Hinblick auf eventuelle Transplantation von Affennieren auf den Menschen wichtig sein könnte – sowie über die Nierenfunktion an sich. Weitere Arbeiten behandeln den Energiehaushalt, den Wärmehaushalt sowie den Geschmackssinn. Vergleichend werden die Menschenaffen in ihren Möglichkeiten der Fortbewegung betrachtet. Die neuesten Befunde an Chromosomen – und wiederum ein Vergleich unter den drei Menschenaffen Schimpanse, Gorilla und Orang-Utan und auch mit denen des Menschen – werden behandelt. Endlich werden die Verhaltensformen des Schimpansen als soziales Tier, als Mitglied einer Gruppe beschrieben, dann aber auch wieder Versuche mit diesen Tieren an Apparaten, die besonders für die Raumfahrt wichtig waren, heute aber eher als überholt gelten. Genetisch informative Makromoleküle beweisen die phylogenetische Verwandtschaft der Schimpansen mit andern Tieren und dem Menschen. Schließlich endet das Buch mit Arbeiten über Viren bei Schimpansen und Mykoplasmen, die man bei diesen Tieren gefunden hat.

Ernst M. Lang, Basel

Immunology, Infections, Hormones, Anatomy and Behavior. The Chimpanzee. Vol. 3. Editor G.H. Bourne, Atlanta, GA. S. Karger, Basel-München-New York 1970. Fr. 115.–.

Schon ist das dritte Buch dieser hochinteressanten Reihe erschienen. Die Forschung an Menschenaffen in den verschiedenen Affenzentren trägt reiche Früchte.

Auch Freilandforscher werden zugezogen; denn das Normalverhalten der hochdifferenzierten Menschenaffen muß ebenso zum ganzen Bilde beitragen wie die im Labor gewonnenen Ergebnisse. Den Tierarzt interessiert es zu hören, daß die Virus-Hepatitis des Menschen auch beim Schimpansen zu finden und daß beidseitige Übertragung möglich ist. Wir lesen über Filariose, über anatomische Untersuchungen der Haut und die Unterschiede zu Homo (weniger gut entwickelte Schweißdrüsen). Eine hübsche Arbeit über die Histologie des Auges sowie eine über Steroid-Hormone gehen einer Untersuchung über die Fortpflanzungsphysiologie voraus. In letzterer wird festgestellt, daß die Endokrinologie bei Pan fast gleich ist wie bei Homo. Weiter: Die funktionelle Anatomie der Hinterextremität sowie eine größere Arbeit über das Herz des Schimpansen. Zum Verhalten: Man hat die Auswirkung verschiedenartiger Aufzucht junger Schimpansen untersucht. Die isolierte Aufzucht ergibt ängstliche, weniger lernfähige Tiere, die viel mehr zu Stereotypien neigen als Artgenossen, die von der Mutter gepflegt worden sind. Eine weitere Untersuchung widmet sich dem Verhalten von Schimpansenmüttern, und als letztes finden wir eine hübsche Arbeit über die soziale Kommunikation. Da Schimpansen keine Sprache in unserem Sinne haben, sind sie auf Mimik, Gesten, Stimmeffekte und andere Möglichkeiten des Ausdrucks angewiesen. Noch ist da einiges zu erforschen! *Ernst M. Lang*, Basel

Die Bewertung von Geflügelfutter. Referate einer fachwissenschaftlichen Vortrags- und Diskussionstagung in Stuttgart-Hohenheim. Zusammengestellt von Prof. Dr. S. Scholtyssek. 158 Seiten, 23 Abb., 22 Tabellen («Arbeiten der Universität Hohenheim» Band 51). Verlag Eugen Ulmer, 7 Stuttgart 1, Postfach 1032. Preis kart. DM 15,–.

Als Ergebnis einer fachwissenschaftlichen Vortrags- und Diskussionstagung bringt die vorliegende Schrift die Stellungnahmen führender Wissenschafter zum Problem der Futterwertbestimmung. In je drei Referaten werden der Futterwert (H. Vogt, W. Hartfiel, H. Hencken), die Futterwert-Leistungsprüfungen (R. Arhelger, F.K. Wein, H. Giessler, H. Härtel), die Futterzusammensetzung (E. Schmittmann, R.P. Bürke, H. Mackrott) und die Rolle der Wirkstoffe im Geflügelfutter (K. Bräunlich, B. Hüttner, E. Vielitz, G. Dost) besprochen. Auch die Diskussion im Anschluß an jeden Themenkreis ist sinngemäß festgehalten.

Alle, die sich für Futterbewertung im allgemeinen und Geflügelfütterung im besonderen interessieren, lesen die Broschüre mit Gewinn. *H. Ehrsam*, Zürich

Moderne Geflügelhaltung – Die Praxis der neuzeitlichen Wirtschaftsgeflügelhaltung. Von Dipl.-Landwirt Ludwig Schmidt, Breitbrunn. 191 Seiten, 143 Abb., 9 Tab. Glanzfolienkaschierter Kartoneinband. Verlag Eugen Ulmer, 7 Stuttgart 1, Postfach 1032. Preis DM 19,80.

Der Verfasser, Besitzer einer Geflügelfarm und versierter Fachmann für Stallbautechnik, schreibt nicht als Theoretiker, sondern als Praktiker. Das umfassende Praxisbuch ist eine Fundgrube nicht nur für Anfänger, sondern auch für «alte Hasen», weiß doch der Autor über Wert und Unwert der vielen technischen Neuerungen, die in den letzten Jahren auf dem Markt erschienen, genau Bescheid. Auch scheut er sich nicht, kritische Bemerkungen anzubringen. Aus dem Inhalt: Markt- und betriebswirtschaftliche Probleme – Kapitalbedarf für die verschiedenen Tierarten und Haltungsformen – Stall und Stallbautechnik – Stallklima – Lüftung, Kühlung, Wärme, Beleuchtung – Auslauf und Weide – Fütterungs- und Tränketechnik – Hygiene – Legenester – Spezielle Fragen der Boden- und Batteriehaltung – Tiermaterial usw.

Jedem, der seinen Geflügelbetrieb vergrößern, umbauen oder modernisieren möchte, sei – vor Beginn der Projektierung und Arbeiten – die Lektüre dieses Buches nahegelegt.

H. Ehrsam, Zürich